

Kirche, die sich geäußert haben, so Misereor, der Bund der Deutschen Katholischen Jugend oder Justitia et Pax. Das Zentralkomitee der deutschen Katholiken, das häufiger zu politischen Fragen Stellung nimmt, hat sich zu diesem Thema nicht geäußert.

Schwarze Theologie – Die Befreiungstheologie Südafrikas

Die unmittelbare Betroffenheit der Schwarzen, die in den englischsprachigen Kirchen die überwiegende Mehrheit ausmachen, sich dort aber nicht hinreichend repräsentiert fühlten, führte in den siebziger Jahren zur Übernahme und Entwicklung der ‚black theology‘, die zunächst unter schwarzen Studenten in den USA aufgenommen war. Schwarze Theologie wurde als Protestbewegung gegen weiße Unterdrückung und Diskriminierung aufgefaßt und diente einem Prozeß der Bewußtseinsbildung, der die Befreiung von der weißen Vorherrschaft und von der eigenen schwarzen Unterwürfigkeit zum Ziel hatte. „Black Consciousness versucht, die Lüge zu entlarven, daß ‚normal‘ weiß ist. Es ist Ausdruck der Erkenntnis, daß Schwarze, wenn sie vor sich selbst wegzurennen und den weißen Mann zu imitieren versuchen, die Intelligenz desjenigen beleidigen, der sie als Schwarze schuf ... Black Consciousness versucht, die schwarze Gemeinschaft mit neuem Selbstbewußtsein zu erfüllen – in ihrer Arbeit, ihrem Wertesystem, ihrer Kultur, ihrer Religion, ihrer Lebensanschauung.“ So Steve Biko, einer der Führer der Black Consciousness-Bewegung. Biko kam 1977 unter ungeklärten Umständen in Sicherheitshaft um.

Das Aufkommen der schwarzen Theologie hat den grundlegenden theologischen Konflikt in Südafrika offengelegt. Die Wirkungen dieser Theologie, die vor allem zu einem neuen Selbstbewußtsein der schwarzen Gläubigen führte, sind sowohl in den politisch-theologischen Auseinandersetzungen zwischen den Kirchen wie vor allem auch innerhalb der Einzelkirchen zu spüren. Kritiker haben die schwarze Theologie als eine ideologische Verformung des Evangeliums hingestellt und als

eine Legitimation eines ‚umgekehrten Rassismus‘ gebrandmarkt.

Aktualisiert hat sich die Diskussion in neuester Zeit anhand einer Stellungnahme, die 150 Akademiker und Theologen zur politischen Krise in Südafrika unter dem Titel „Kairos Document“ veröffentlicht haben. Dieses Manifest fordert mit aller Deutlichkeit, sich im Namen der Gerechtigkeit mit den Unterdrückten zu verbinden und den berechtigten, auch gewaltsamen Widerstand des Volkes zu unterstützen: „Gott schafft seine Gerechtigkeit nicht durch die Reformen der Pharaonen dieser Welt ... Echte Veränderung und wahre Gerechtigkeit kann nur von unten kommen.“ Und: „Christen müssen sich ganz einfach an dem Kampf für Befreiung und eine gerechte Gesellschaft beteiligen. ... Sie wird sich manchmal dem Staat widersetzen und ihm den Gehorsam verweigern müssen, weil sie Gott gehorcht.“

Vor diesem Hintergrund ist schließlich auch die *Erklärung von Harare* zu verstehen, auf der „Kirchenführer aus Westeuropa, Nordamerika, Australien, Südafrika und anderen Teilen Afrikas ... erklären, daß die Stunde der Wahrheit (Kairos) gekommen ist, sowohl für Südafrika als auch für die Weltgemeinschaft“. In Harare wurde im Dezember 1985 zu sofortigen und umfassenden Sanktionen gegen Südafrika aufgerufen und dieser Aufruf als eine christliche Pflicht zum Handeln bezeichnet, die aus dem Evangelium erwachse.

Die Stellungnahmen der Amtskirchen, das „Kairos Document“ und die Erklärung von Harare zeigen ebenso wie die schwarze Theologie, wie entschlossen der Widerstand der Kirchen gegen den Apartheidstaat geführt wird. Nicht zuletzt vor diesem Hintergrund sind die Demonstrationen und Verweigerungen zu sehen, aber auch der verschärfte Zugriff einer immer perfekter werdenden Staatssicherheitsmaschine, die vor Verhaftung, Ausweisung, Verbannung und Folter nicht zurückschreckt. Versöhnung, Ausgleich und friedlicher Wandel rücken in immer weitere Ferne. So ist nicht auszuschließen, daß schwarze und weiße Christen – auch unter Berufung auf die Bibel – gegeneinander in den Krieg ziehen werden.

Gerald Braun / Heribert Weiland

Noch ist Polen nicht verloren

Ein Gespräch mit Władysław Bartoszewski

Am 6. Oktober wird der polnische katholische Zeitgeschichtler und Publizist Władysław Bartoszewski mit dem Friedenspreis des deutschen Buchhandels ausgezeichnet. Bartoszewski (Jahrgang 1922) lebt gegenwärtig in Deutschland. Er lehrte im vergangenen Semester in Eichstätt und im Studienjahr 1986/87 in München. Professor Bartoszewski, der im polnischen Widerstand aktiv war und zahlreichen Juden das Leben rettete, wurde von den Nazis verhaftet und vorüber-

gehend nach Auschwitz gebracht. Er mußte auch unter kommunistischer Herrschaft insgesamt ca. sieben Jahre in Gefängnissen verbringen. Zum letzten Mal wurde er bei Verhängung des Kriegsrechts 1981 verhaftet. Wir befragten Bartoszewski zur gegenwärtigen Lage Polens und zu den Problemen, die sich aus der speziellen „geopolitischen Lage“ des Landes bezüglich möglicher künftiger Entwicklungen ergeben. Die Fragen stellten Fritz Csoklich und David Seeber.

Ein autobiographischer Erfahrungsbericht Bartoszewskis – Wer ein Leben rettet, rettet die ganze Welt. Die Erfahrung meines Lebens – (141 S. 16,80 DM) ist soeben bei Herder, Freiburg – Basel – Wien erschienen.

HK: Herr Professor Bartoszewski, welche Einschätzung von Ihrer polnischen Heimat haben Sie zur Zeit? Nach den großen Hoffnungen, die man an Solidarność geknüpft hat, scheint es zu einer Pattstellung gekommen zu sein. Wie beurteilen Sie die gegenwärtige Situation?

Bartoszewski: Ich sehe die ganze polnische Nachkriegsgeschichte in Form einer Sinuskurve. Es gibt wellenartige Aufstiege und wellenartige Abstiege, um nicht zu sagen Pleiten. Man geht hoch, man sinkt, man versucht aufs neue. Die Hauptfrage bleibt, wo nach dem Auf- und Abstieg jeweils der niedrigste Punkt ist, ob nach dem jeweils nächsten Abstieg der niedrigste Punkt höher ist als nach dem vorausgegangenen Abstieg. Vergleicht man so die Situationen innerhalb der Zeit seit 1944/45, so war der niedrigste Punkt nach keiner Niederlage so niedrig, wie der Ausgangspunkt oder der jeweils vorausgegangene Tiefpunkt war. Insofern bin ich nicht sehr pessimistisch. D. h., ich bin pessimistisch auf der kurzen Welle, auf der langen Welle bin ich eher optimistisch.

HK: Wo liegt für Sie dann kurz- und mittelfristig das eigentliche Problem?

Bartoszewski: In der Situation der Regierenden selbst. Es würde die Regierenden in Polen ein Stück voranbringen, wenn sie verschiedene Reformen einleiteten und sich zu einer offeneren Haltung gegenüber der Bevölkerung bekannten. Aber man weiß noch nicht recht, ob diejenigen, die hinter ihnen stehen, anders als es gegenwärtig im Westen häufig gesehen wird, dies auch wollen. Natürlich wären sie dazu imstande, aber ob sie es wollen? So tun die Regierenden lieber nichts; denn tun sie etwas, bringen sie ihre Machtposition in Gefahr. Bei der jetzigen Lage, angesichts der tiefgehenden psychologischen Krise in Polen, müßte aber etwas geschehen, denn Partei und Regierung haben selbst noch 1981/82 gesagt, daß manche Forderungen der Arbeiterklasse berechtigt waren. Also müßten sie Folgerungen ziehen. Doch wagen sie das nicht.

„Wir können eine gewisse Zeit überleben“

HK: Die Gesamtentwicklung aber, sagen Sie, geht nach oben; worauf stützen Sie diese Einschätzung?

Bartoszewski: Darauf, daß sich die breite Masse der Bevölkerung – das sieht jeder, der Polen ein wenig kennt und mit den Leuten im Lande spricht – sich mit der Situation, wie wir sie jetzt haben, einfach nicht abfindet. Am wenigsten die Angehörigen der jungen Generation, die im System aufgewachsen sind, die jungen Arbeiter, die jungen Studenten, die Oberschüler. Sie wollen voran und sind hart und unnachgiebig. Man könnte sich nur

eine fähige kommunistische Partei wünschen, die imstande wäre, auf sie einzugehen, akzeptable Kompromißformeln zu finden ...

HK: Aber die gibt's nicht, diese Partei ...

Bartoszewski: Die gibt's nicht ...

HK: Ihr Land dürfte sogar der ungünstigste Fall für eine fähige kommunistische Partei sein, weil die gesellschaftlichen Gegenkräfte stark sind und sie trotz Machtmonopol nicht mit der Solidarität der Bevölkerung rechnen kann ...

Bartoszewski: ... und weil die kommunistische Partei in Polen überhaupt keine Tradition hat. In der ČSSR z. B. haben die Kommunisten schon vor 1938/39 eine gewisse Rolle gespielt. In Ungarn unter Béla Kun ganz kurz am Anfang auch. Im Polen der Vorkriegszeit hatten Kommunisten einen gewissen Einfluß, aber höchstens bei nationalen Minderheiten. Die Partei war klein und zur Illegalität verurteilt. Zudem hatte nur Polen eine lange gemeinsame Grenze mit der Sowjetunion. Das förderte das Ansehen der Kommunisten – vom Einfluß der Kirche einmal ganz abgesehen – ebenfalls nicht. Man sagte damals, es sei leicht, in Italien oder in Paraguay Kommunist zu sein, aber nicht an der russischen Grenze.

HK: Es gibt die versteinerte Partei und die Sowjetunion als unmittelbaren Nachbarn, der offenkundig nicht daran denkt, Polen aus seinem Bündnissystem zu entlassen. Worauf gründen sich also Ihre Hoffnungen?

Bartoszewski: Wir können eine gewisse Zeit überleben, solange im Ostblock noch alles unverändert bleibt. Ich rede nicht gern über sowjetische Politik, ich bin da kein Fachmann. Ich habe seinerzeit in westlichen Medien, in bürgerlichen, nicht in kommunistischen gelesen, Andropow sei ein liberaler Mensch. Ich weiß nicht, ob die gegenwärtige sowjetische Führung liberal ist. Es gibt Journalisten in Westen, die meinen es. Die Polen bezweifeln das, auch weil sie näher an den Sowjets leben. Aber es besteht die Hoffnung oder vielmehr die Sicherheit, daß imperiale Systeme in der Geschichte nie über Jahrhunderte unverändert geblieben sind. Und ich weiß auch, daß Völker immer bereit waren, für ihre Freiheit zu kämpfen und daß sie die Veränderungschancen, die sich ihnen boten, auch nutzten. Und Polen hat in den 40 Jahren der Existenz des realen Sozialismus schon so viel Freiheit errungen wie sonst kein Land im östlichen Europa. Auf dem Gebiet der Geistes- und der Glaubensfreiheit z. B. haben die Polen doch eine unvergleichlich bessere Situation als jedes andere Volk im Ostblock.

HK: Aber eine wirkliche Weiterentwicklung kann es für Polen wie für andere Ostblockländer nur geben, wenn innerhalb des Ostblocks insgesamt eine Entwicklung stattfindet ...

Bartoszewski: Es muß nicht alles von der Sowjetunion ausgehen. Ich sehe schon auch Unterschiede, was die Entwicklungsmöglichkeiten der Völker des Ostblocks

betrifft. Bulgarien und Polen, das ist nicht dasselbe, Rumänien und Ungarn auch nicht. Da macht man es sich im Westen zu einfach, wenn man bloß sagt: Ostblock, Ostblock. Die Völker, die völlig anders sind in ihren Traditionen, sind doch immerhin 100 Millionen Menschen mit ihren Wünschen, Werten, Hoffnungen. Von daher sage ich noch einmal, wie ich schon zur Zeit von Solidarność gegenüber westlichen Zeitungen, u. a. gegenüber dem sensationslüsternen „Spiegel“, gesagt habe: Polen bräuchte eine fähige kommunistische Partei, die Partner sein kann und Rückgrat und Rückendeckung hat. Sie hat jetzt Rückendeckung, also besteht auch international eine Chance. Aber ob Rückendeckung bedeutet, daß die großen Verbündeten ihr wirklich vertrauen, oder ob sie ihr nur vertrauen, weil sie sicher sind, daß sie nichts macht, das ist die große Frage.

„Man kann nichts reformieren ohne die polnische Gesellschaft“

HK: Wie sehen Sie als Pole die jetzige sowjetische Führung? Sind von Gorbatschow nicht doch neue Entwicklungen zu erwarten?

Bartoszewski: Die Ära Gorbatschow hat erst begonnen. Selbst die klügsten Kremlastrologen und Sowjetologen wissen im Grunde wenig darüber. Nach zwei Jahren kann man reden über sein freundliches Gesicht und die Hüte, die seine Frau trägt, aber noch keine seriöse Analyse betreiben. Die Sowjetunion ist ein riesiges Land und machtpolitisch mit keinem anderen vergleichbar. Sie ist eine unklare Größe für alle Völker der Welt, auch für die Amerikaner. Was sollen da wir Mittel- und Osteuropäer sagen über Wesen, Sein und Schein. Die UdSSR ist erst ein siebzjähriger Staat. Die russische Tradition ist sehr viel älter, aber die Sowjets haben alle weltpolitischen russischen Ziele seit dem 18. Jahrhundert erreicht oder überschritten. Wir müssen die weltpolitische Kontinuität im Denken der sowjetischen Führer beachten; aber wir wissen nicht, wie die Geschichte entscheidet. Für Polen jedenfalls gilt noch mehr als für jedes andere Land: Man kann nichts reformieren ohne die polnische Gesellschaft, ohne das Vertrauen der Menschen. Dieses Vertrauen war 1981 noch da. Es wird schwer sein für die jetzige Führung, es wieder zu gewinnen. Vielleicht gelingt es einmal einer anderen Gruppe in der Partei. Aber selbst Wałesa und seine Berater wissen, daß sie sich in harter Gesellschaft befinden und daß ihre Dialogbereitschaft bei den eigenen Leuten auf Grenzen stößt; denn die Polen sind sehr empfindsam in puncto Ehre und Würde ...

HK: Ist die Situation in Polen nicht auch deswegen so schwierig, weil auf der einen Seite beachtliche Erfolge erzielt worden sind (Meinungsfreiheit, kulturelle Eigenständigkeit u. a.), auf der anderen Seite aber die wirtschaftlichen Schwierigkeiten so groß sind, daß die jungen Leute, die wenig Aussicht haben, mehr zu verdienen und ihren Lebensstandard zu verbessern, in die Resi-

gnation getrieben werden? Dieser Zwiespalt fällt doch auf, das Gefühl: Man kann sich relativ frei äußern, aber das System ist nicht reformierbar; deswegen bleibt nur Emigration, die innere oder äußere.

Bartoszewski: Aber nicht allein aus wirtschaftlichen Gründen, sondern die wirtschaftlichen und politischen hängen zusammen. Ich gebe aber zu: Die Situation ist geprägt von einer Art Doppelleben. Die Mehrheit lebt so, wie man leben muß, und will zugleich völlig anders leben, kann aber überhaupt nichts erreichen, nicht aufsteigen usw. Dieses Leben mit gespaltener Seele ist bedrohlich. Aber solange die politische Führung nicht einen offeneren Kurs steuert und kompetente Fachleute, Wirtschaftler, Technokraten mitwirken und mitentscheiden läßt, sondern sich weiter nur im Teufelskreis der eigenen Nomenklatura bewegt und nach der einen abgewirtschafteten Gruppe jeweils die nächste unfähige nach oben kommt, wird sich daran nicht viel ändern.

HK: Aber zu diesem Teufelskreis gehört auch, daß gerade die fähigen Leute, über die die Nation verfügt, sich dem System nicht zur Verfügung stellen wegen der ideologischen Gegensätze, und das perpetuiert den von Ihnen geschilderten Kreislauf: Die Elite ist antikommunistisch, die Partei pflanzt jeweils ihre eigene Unfähigkeit fort, und das verfestigt das System ...

Bartoszewski: Die Elite will nichts mit dem Kommunismus zu tun haben, aber wir sind nicht antikommunistisch. Wenn ich jemanden nicht liebe, bedeutet das nicht, daß ich ihn hasse. Die Bekämpfung der Ideologie ist für unsere Leute überhaupt nicht interessant. Uns interessieren die Machtverhältnisse an dieser Stelle Europas mit dem riesigen Nachbarn und seinen Traditionen. Aber es ist nicht wahr, daß die Leute bei uns – unter den Existenzbedingungen des gegenwärtigen Systems – nichts tun wollen für den Staat. Ob mit Gomulka oder Gierek, stets gab es diese Bereitschaft zur Mitwirkung. Und *Solidarność* ist kein Gegenbeweis, sondern der beste Ausdruck dafür. Aber wenn die eine Seite überhaupt keine freidenkenden, selbständigen Leute duldet ...

HK: Damit sind wir wieder am Ausgangspunkt. Worauf gründen sich die Hoffnungen angesichts dieser Situation? Es gibt kaum konkrete Ansätze, es gibt keine Alternativen zum Regime. Was sind also die Hoffnungen, die man haben kann? Ist das der lange Atem, den Polen im Verlauf seiner Geschichte immer wieder gezeigt hat?

Bartoszewski: Der lange Atem ist ziemlich genau das, was viele von uns denken. Wir müssen diese Tradition weitertragen, sie an die junge Generation weitergeben und uns bemühen, die Fähigkeit dafür bei ihnen zu erhalten. Und gerade diesbezüglich meine ich, hat sich etwas im positiven Sinne verändert. Bis 1978/79 waren wir völlig im unklaren darüber, was die Leute denken. Intellektuelle, Wissenschaftler, Schriftsteller, Journalisten, auch Kirchenleute wußten überhaupt nicht, was die 8 bis 10 Millionen Arbeitnehmer der mittleren und jüngeren Generation und deren Familien für Vorstellungen haben

und inwieweit sie fähig sind, etwas zu unternehmen. Dann wurde Karol Wojtyła zum Papst gewählt und kam 1979 als Papst zum erstenmal nach Polen. Und da zeigte sich, wie zum erstenmal in einem kommunistisch regierten Land Millionen Menschen in Ruhe und Würde und ohne jeden Aufruhr freiwillig auf die Straßen gingen, um dem Papst zuzujubeln. Da sahen dann die Leute: ja, der und der aus demselben Ort, aus demselben Kreis, aus demselben Betrieb hat die gleichen oder ähnliche Beweggründe. Und so erfuhren die Leute nach all dem Schweigen und Einander-unbekannt-Bleiben: wir sind doch jemand, ein Volk mit gemeinsamen Idealen und Zielen.

HK: Indirekt war das die Geburtsstunde von Solidarność ...

Bartoszewski: Jedenfalls wäre ohne dieses Ereignis eine Entwicklung gleicher Intensität und Breitenwirkung nicht möglich gewesen, obwohl schon nach der Helsinki-Konferenz einiges in Bewegung gekommen war. Das Klima an den Universitäten hatte sich bereits stark verändert. Erst dann kam Solidarność, dann das Kriegsrecht. Und jetzt kann man im Westen hören: die neue staatlich gegründete und geforderte Gewerkschaft habe bereits wieder 4 bis 5 Millionen Mitglieder, und das sei das endgültige Ende der Idee einer freien Gewerkschaft. In Wirklichkeit bedeutet das überhaupt nichts. Im Sommer 1980 hatte die alte kommunistische Gewerkschaft, die praktisch identisch war mit den Gewerkschaften in der DDR oder in der ČSSR, rund 10 Millionen Mitglieder. Wenige Wochen später waren es nur noch ein paar Hunderttausend. Fast alle liefen zu Solidarność über. Das zeigt: die einfachen Leute denken immer pragmatischer, als wir es uns vorstellen. Sie fragen sich: geht's oder geht's nicht? Und wenn sie den Eindruck haben, es geht, machen sie es. Auf jeden Fall haben wir die Fähigkeit entwickelt, uns pragmatisch und ohne Gewaltanwendung zu organisieren. Das war und bleibt für uns die wichtigste Erfahrung: Wir sind fähig, unsere Werte zu bewahren, wenn nötig auch schweigend, und sind fähig, uns zu verteidigen – gewaltlos.

„Der Westen hat uns völlig enttäuscht“

HK: Aber wachsen nicht auch die Rachegefühle aus einem Empfinden der Ohnmacht heraus, daß selbst eine so gewaltige Bewegung wie Solidarność wenigstens nach außen hin mit einem Federstrich ausgetilgt werden konnte und die Regierung trotz ihrer Schwäche aufgrund der weltpolitischen Konstellation die Macht hat, den Willen des Volkes einfach zu ignorieren?

Bartoszewski: Natürlich wird es gefährlich, wenn die Bevölkerung gezwungen ist, noch tiefer in den Untergrund zu gehen. Der Papst (und die Kirche in Polen) sieht diese Gefahr, gerade deswegen mahnt er ständig zu Gewaltfreiheit. Aber Resignation? Da würde ich unterscheiden. Die alten Leute sagen wohl: wir werden so sterben müssen. Es wird sich nicht mehr viel ändern in der Ge-

schichte. Die jungen nicht. Sie haben Erwartungen, und erfüllen sie sich nicht in einer Generation, dann in der nächsten oder in der übernächsten.

HK: Wäre der langfristigen Entwicklung ein anderer Ansatz nicht dienlicher gewesen: nicht unabhängige Gewerkschaften, aber eine allmähliche Reform der Staatsgewerkschaften durch mehr Mitwirkung von unten durch personelle Erneuerung, auch über veränderte Wahlverfahren? Zumindest im Westen wird diese These immer wieder vertreten ...

Bartoszewski: Ich kenne die Theorie, Solidarność hätte sich systemkonformer verhalten sollen, dann wäre sie weitergekommen. Ich sage dazu: Man muß erstens für eine solche Strategie einen Partner finden, mit dem sich ehrlich agieren und verhandeln läßt. Und das war unten oft schwieriger als oben, weil die unten vor denen oben gezittert haben und durch einen bloßen Telefonanruf ihren Posten verlieren konnten. Und zweitens: bitte, was von unten wirklich möglich war, wurde auch geprüft. Aber die staatliche Gewerkschaft, die sich noch 1980 praktisch auflöste, war bereits so schwach und auch in den gewählten Gremien so unterwandert, daß sie, realistisch betrachtet, keine Basis sein konnte. Jerzy Holzer hat das in seinem kritischen, aber nicht überkritischen Solidarność-Buch alles dargestellt. (Jerzy Holzer: „Solidarität“. Die Geschichte einer freien Gewerkschaft in Polen. Verlag C. H. Beck, München 1985). Nach meiner Meinung bestanden dafür die Chancen in Polen nur theoretisch. Die Situation unterscheidet sich einfach zu sehr von der anderer Ostblockländer. In der Sowjetunion, in Bulgarien, auch in der DDR: gab es dort überhaupt je die Möglichkeit, in Alternativen zu denken? In Polen gab es sie.

HK: Sie haben Ungarn nicht genannt; dort ging die Alternative 1956 gründlich schief, aber allmählich hat sich doch ein „Kompromiß“ herausentwickelt. Und es herrscht dort heute wenigstens ein etwas liberaleres Klima als früher.

Bartoszewski: Aber nur wirtschaftlich ...

HK: ... vielleicht nicht nur wirtschaftlich ...

Bartoszewski: Ich glaube nicht. Die dortige Situation der Kirche beweist das Gegenteil und die Lage der Intellektuellen auch. Ich möchte keine Namen nennen, aber ich habe Freunde in Ungarn, Schriftsteller, mit denen ich in Kontakt bin. Einer von ihnen sagte mir in Berlin 1983, als wir zusammen den Papstbesuch in Polen am Fernsehen verfolgten: Hunderttausende zu mobilisieren, unentgeltlich, nur für irgendwelche Ideen ist bei uns gegenwärtig überhaupt nicht möglich. – Außerdem sind solche Vergleiche historisch völlig falsch: 1956 ist in Ungarn eine ganze Generation ausgeblutet. Und Hunderttausende wurden nach Rußland verschleppt – in einem 10-Millionen-Land. Nachher haben sie resigniert. Die Polen haben sich nach dem Krieg – gegen die ihnen nachgesagte Tradition – ganz ruhig und frei von extre-

men Tendenzen verhalten. Aber sie haben bis heute nicht vergessen, was 1944/45 geschehen ist, wie uns heimgezahlt wurde für unsere Treue als Verbündete, für den Widerstand eines ganzen Volkes gegen die fremde Macht. Wir haben nicht vergessen, daß wir einfach abgegeben wurden in die Hemisphäre eines Alliierten, der zudem 1939 bei der Teilung des polnischen Staates Komplize war. Wir sind keine Romantiker, aber damit haben wir uns nie abgefunden.

HK: Es gibt also eine schwere Enttäuschung nicht nur über die Sowjetunion und über den Osten, sondern offenkundig auch über den Westen?

Bartoszewski: Der Westen hat uns völlig enttäuscht. Gegenüber der Sowjetunion gab es keine Enttäuschung, von dort her geschah alles erwartungsgemäß. Oder man hatte – 1945 – viel Schlimmeres erwartet: die Annexion an die Sowjetunion oder daß Millionen nach Sibirien verschleppt würden; einige Hunderttausende waren's ja auch.

„Der Papst warnt auch“

HK: Wirken die Enttäuschungen über den Westen – wenigstens latent – nach wie vor nach?

Bartoszewski: Die Jungen schauen traditionsgemäß in die Richtung, wo sie noch oder wo sie heute Verbündete vermuten, in Richtung England oder Amerika. Sie gehen, wenn sie können, in die Bundesrepublik, um sich eine Existenz aufzubauen. Sie sind pragmatisch genug, um zu wissen, daß dies in Italien oder Spanien, wo man doch die Leute sympathisch findet, wenig Sinn hat. Sympathien sind Sympathien, Möglichkeiten sind Möglichkeiten. Das können junge Leute schon beurteilen, heute auch in Polen. Aber mehr als auf jedes europäische Land richten sich die Hoffnungen auf Amerika. Die Vereinigten Staaten sind in Polen ungemein populär, und sie sind es heute mehr denn je. Man hat in Polen sogar die Schuld an Jalta fälschlicherweise lange Zeit Churchill bzw. den Briten angelastet, obwohl man genau wußte, daß die Beweggründe dafür von Rußland kamen, daß England pleite war und daß Amerika als einzige Macht zu einem härteren Vorgehen in der Lage gewesen wäre. Für die Polen sind die Amerikaner gut, wenn auch naiv ...

HK: Sie haben die Rolle des Papstes beim Entstehen von Solidarność bereits angesprochen. Macht der Papst – aus jetziger Perspektive gesehen – die Lage Ihres Landes chancenreicher, oder trifft eher das Gegenteil zu?

Bartoszewski: Sie ist chancenreicher geworden, jedenfalls bezweifelt das kein Pole, auch die Regierung nicht, und erst recht nicht die Sowjetunion. Moskau hat gleich verstanden, daß der Mann ein Unglück ist für Osteuropa, von seinem Standpunkt aus natürlich.

HK: Gerade das kann umschlagen, im Ergebnis das genaue Gegenteil bewirken ...

Bartoszewski: Die Polen sehen in ihm den höchsten Beistand des Heiligen Geistes als Wiedergutmachung für den verlorenen Krieg, für Jalta, für alle Erniedrigungen, Demütigungen und Verluste. Den Beistand zu haben von jemandem, der Pole ist, der Autorität hat, der eine Hoffnung geworden ist für die ganze Ostblockfamilie – man merkt die Veränderungen in den letzten Jahren in Ungarn, in der ČSSR und selbst in Litauen und in der Ukraine – das stärkt, weckt enorme Hoffnungen.

HK: ... stärkt Hoffnungen, aber schwächt er damit möglicherweise – gegen seinen Willen – die Geduld?

Bartoszewski: Er warnt auch. Er hat direkt gewarnt vor Verzweiflungstaten, vor Gewaltanwendung. Er hat auch gewarnt vor der Emigration. Er ermahnte die jungen Leute, nicht wegzugehen. Und die Kirche insgesamt tut das auch, das ist wichtig. Die Leute hören auf ihn, das stärkt uns.

HK: Nächstes Jahr wird der Papst zum dritten Mal nach Polen kommen. Was wird das Bestimmende dieses Besuches sein? Was erwarten Sie von ihm?

Bartoszewski: Dazu etwas Präzises zu sagen, ist für mich im Augenblick schwierig. Ich konnte die Entwicklung der letzten Monate nicht direkt beobachten, und ich kehre erst nach dem Papstbesuch nach Polen zurück. Ich glaube, der Papstbesuch wird nichts Besonderes bringen im praktischen Sinn des Wortes. Das darf auch nicht erwartet werden. Aber eine Stärkung der bisherigen Linie gewaltfreien Glaubens, Hoffens und gewaltfreien Handelns im Sinne gesellschaftlich aktiver Solidarität der Menschen: das wird das Entscheidende sein. In keinem anderen Land – jedenfalls in Europa – haben Papstbesuche so große Bedeutung wie in Polen. Der Papst ist schließlich der einzige mündige und ganz freie Pole. Er kann zu den Menschen, zu den Herzen sprechen wie sonst keiner im Lande. Und er trägt zugleich die oberste Verantwortung für die Weltkirche, was die Leute verstehen ...

„Die Frage ist, ob es der Kirche gelingt, die nächste Generation religiös tief genug zu erziehen“

HK: Stärkung gewaltfreien Handelns, läßt sich das auf die Dauer durchhalten?

Bartoszewski: Der gewaltfreie, aber nicht passive Widerstand ist unsere gegenwärtige Methode. Sie sollten ihre Wirkung nicht unterschätzen. Ein Beispiel: Ein Ordenspriester mit 10, 15 Leuten mit einem Transparent fordert die Freilassung bestimmter politischer Häftlinge oder setzt sich für einen Wodka-verkaufsfreien Tag ein. Um was immer es geht, es sind moralische Beweggründe. Die Leute werden verhaftet – mit ihnen der Priester. Sie machen keine Aussage, verteidigen sich nicht. Sie werden zu Geldstrafen oder Gefängnis verurteilt, kommen wieder

frei und erhalten Zulauf. Und alle kommen den Behörden wie Gandhi – aber nicht in Indien, sondern in Polen.

HK: Aber wächst nicht gerade im jungen Klerus die Ungeduld über die festgefahrene Situation? Es gibt ja immer wieder Konflikte, auch mit den eigenen Kirchenoberen.

Bartoszewski: Das ist in der ganzen Welt so. Aber das moralische Gefüge hält, solange dieser Papst lebt und in der Kirche sich überhaupt Autorität durchsetzt. Man denkt im Westen oft, die Polen seien ein Volk mit angeborenen anarchistischen Tendenzen, sie erkennen überhaupt keine Autorität an. Das ist nicht so. Aufgezwungene Staats- und Standesautorität von Offizieren oder Landgrafen bedeutet ihnen nichts. Aber die Gebote anerkannter Autoritäten befolgen sie treu bis zum Tod ...

HK: Ist die Autorität des Episkopats, der Kirche überhaupt, wenn wir vom Papst einmal absehen, im Lande selbst gegenwärtig stärker oder schwächer als vor *Solidarność*?

Bartoszewski: Ich glaube, mindestens von außen gesehen, stärker, einfach weil es überhaupt keine Alternative zu ihr gibt. Und es gibt auch keine vergleichbare Autorität, die etwas bewirken könnte. Jeder, der eigenständig etwas machen, etwas arrangieren, irgendeine kulturelle oder sonstige Aktivität entwickeln will, die vom Staat nicht vorgesehen ist, muß es in der Kirche oder an ihren Rändern tun. Will ein bestimmter Techniker oder Ökologe, der nicht durch die Behörden bevorzugt ist, einen Vortrag halten über ein Thema, das ihm wichtig ist, oder irgendwelche Ideen vortragen, so kann er dies nur in einer Pfarrgemeinde. Dorthin kommt er auch, ob er gläubig ist oder nicht.

„Schattenseiten, aber auch enorme Chancen“

HK: Wobei das für die Kirche auf Dauer eine nicht nur angenehme Rolle sein dürfte ... Sie muß Dinge übernehmen oder auf sich nehmen, die mit ihrer Sendung nur entfernt zu tun haben ...

Bartoszewski: Es ist eine äußerst schwierige Rolle. Und die Bischöfe – sie sind ja keine Kinder, sondern erwachsene Menschen mit ihren je eigenen Vorstellungen – sehen das oft recht unterschiedlich oder verfolgen auch unterschiedliche Taktiken. Die einen wollen vorbrechen, anheizen, organisieren, die anderen halten sich stärker zurück, überlassen die Initiative einzelnen Gruppen, auch Ordensleuten, Dominikanern, Jesuiten usw. Dabei ist der Bischof oft nicht zufrieden mit dem, was sie tun. Er kann dann gegenüber den Behörden sagen: Ich? Nein, bei mir gibt es so etwas nicht.

HK: Sie sagten, von außen sei die Autorität der Kirche gestärkt, ist die Kirche auch nach innen gestärkt?

Bartoszewski: Es kommt darauf an, ob man von der Größe der Organisation her denkt oder an die Vertie-

fung dessen, was sie tut: Es gibt natürlich auch bei uns sehr unterschiedliche Kirchenzugehörigkeiten und Leute, die sich mit sehr verschiedenen Zielen an die Kirche anhängen. Aber die Kirche kann heute die Leute nicht danach beurteilen, ob sie dreimal in der Woche zur Andacht oder zur Messe kommen oder höchst selten. Das machte man im Mittelalter. Heute macht das ein kluger Bischof oder Pfarrer nicht. Selbstverständlich gibt es da Schattenseiten, aber es ergeben sich damit auch enorme Chancen gerade bei jungen Leuten. Dennoch sehe ich das Hauptproblem nicht in der Organisation der Seelsorge, des Kirchenbaus usw., nicht einmal in den öffentlichen Wirkungsmöglichkeiten der Kirche, sondern in der Frage, ob es der Kirche gelingt, auch die Generation, die jetzt zur Schule geht, religiös tief genug zu erziehen und so an sich zu binden, wie es ihr in den letzten 20, 30 Jahren gelungen ist.

HK: Hat die Kirche während der letzten Jahre auch Personen und Kreise stärker angesprochen, die sie früher nicht erreichte, oder gibt es zugleich mit einer Art Zugehörigkeit aus politischen Gründen auch eine Tendenz der inneren Distanzierung?

Bartoszewski: Eine Distanzierung in größerem Ausmaß als Folge von Enttäuschung, nein, das sehe ich nicht. Im Gegenteil. Mir erscheint ein Punkt besonders interessant. Unter staatsatheistischer Führung hat eine Minderheit, aber es waren doch Tausende von Familien, vor allem Funktionärsfamilien, ihre Kinder nicht mehr taufen lassen. Das war neu in Polen. In den letzten 10, besonders in den letzten 5 Jahren gibt es nun eine starke Strömung, sich taufen zu lassen, besonders unter den 30- bis 40jährigen, aber auch bei Älteren. Darunter sind auch sehr bekannte Leute: Schriftsteller, Schauspieler, Filmleute, meist Akademiker, keine Juden oder Protestanten, sondern Leute, die bisher *ohne* Glaubenszugehörigkeit gelebt haben. Niemand hat sie gerufen oder von ihnen etwas verlangt. Die Kirche redet nicht viel darüber. Aber es gibt inzwischen in jeder polnischen Großstadt speziell dafür beauftragte Seelsorger.

HK: Besonders in konservativen Kreisen der Bundesrepublik wird Primas Glemp wegen einer angeblich zu weichen, zu kompromißlerischen Haltung gegenüber Partei und Regierung scharf kritisiert. Verfolgt der Primas einen zu nachgiebigen Kurs? Oder muß man nicht sagen, da letztlich doch beide Seiten auf Kooperation angewiesen sind, bringt Kompromißbereitschaft auf längere Sicht mehr als ein auf die Dauer nicht durchzuhaltender Konfrontationskurs?

Bartoszewski: Die Beurteilung der Handlungen des Primas ist nicht einfach. Und die Frage, wie die Kirche ihre Ziele in einer bestimmten Gesellschaft am besten erreichen kann, ist überhaupt kompliziert. Ich finde, die Handlungsweise eines Bischofs in einem autoritären System zu beurteilen sind nur Leute berechtigt, die selbst in einem autoritären System geprüft wurden und die Prüfung halbwegs bestanden haben. Natürlich kann man

in einem ungefährlichen demokratischen Umfeld darüber urteilen, was z. B. in Paraguay zu tun oder zu lassen ist. Ich halte das nur nicht für sehr sinnvoll. Und gerade Leute in Deutschland, die keine Banditen und keine Verbrecher, aber naiv und anfällig für autoritäre und totalitäre Mächte waren, finde ich, sollten sich in solchen Urteilen zurückhalten. Aber davon abgesehen: Es gibt andere schwierige kirchliche Ämter, in Nordirland z. B.; aber es gibt kein so schwieriges Amt in einem vergleichbaren Land mit 35 Millionen Katholiken. Ob in seiner Situation eine Politik der kleinen Schritte das Richtige ist oder ob ein anderer Weg besser wäre und ob die Position Glemps zu kompromißlerisch ist, wer will das von außen beurteilen. Das menschliche Leben ist immer ein Kompromiß. Der Vatikan redet auch mit allen möglichen Leuten.

„Auch Primas Wyszyński wurde schwer getadelt“

HK: Zwischen dem Papst und Glemp, Spannung oder Arbeitsteilung?

Bartoszewski: Fragen Sie den Papst und den Primas. Ich bin bei ihren Gesprächen nie dabei gewesen ...

HK: Aber Sie haben eine Meinung dazu ...

Bartoszewski: Dieser Papst hat Kardinal Glemp praktisch vom Kaplan zum Bischof und Kardinal gemacht. Man kann das natürlich in erster Linie kirchenrechtlich sehen. Es hat dafür sicher auch Gründe gegeben, die wir heute nicht kennen müssen und die erst die Historiker richtig verstehen werden, wenn sie in 50 oder 100 Jahren die Akten studieren. Im übrigen bin ich der Meinung, daß man den Führungsstil und die „Politik“ eines Bischofs in so exponierter Lage nicht von ein paar Jahren her beurteilen kann. Primas Wyszyński, damals noch nicht einmal Kardinal, wurde auch schwer getadelt, als er 1950 von sich aus, ohne vatikanische Rückendeckung, mit der kommunistischen Führung verhandelte. Es hieß, die Kirche werde so keine zehn Jahre überleben. Im Vatikan lief man Sturm. Pius XII. war unzufrieden. 15 Jahre später war Kardinal Wyszyński eine Säule der Kirche und ein Held.

HK: Aber ist der polnische Primas durch den Papst aus Polen nicht auf jeden Fall in einer besonders schwierigen Lage. Wyszyński konnte sich noch vehement dagegen wehren, daß der Vatikan direkt mit dem Staat verhandelte. Jetzt aber besteht die Neigung, in allem direkt mit dem Papst und nicht mit dem Primas zu reden ... Und der Papst scheint es nicht ungern zu sehen, wenn er direkt mit Polen befaßt wird.

Bartoszewski: Er hat recht ...

HK: Wer, der Papst?

Bartoszewski: Ja, klar: der Papst. Sie können aber natürlich auch schreiben: der Papst hat nicht recht. Ich akzeptiere

das dann als Ihre Meinung. Nur bitte ich Sie, einen Unterschied zu bedenken: Wyszyński war damals schon ein alter Fuchs. Und die Italiener im Vatikan kannten sich in der Psyche der Kommunisten, der osteuropäischen Kommunisten, nicht so gut aus. Gegenwärtig hat der Papst im Vatikan aber viel mehr direkte Erfahrung als die jungen Bischöfe in Polen ...

HK: Wir fragten nur deswegen, weil wir den Eindruck haben, Glemp stehe jeweils fast notwendig schlecht da, weil im Zweifelsfall immer die höhere Autorität in Rom als die eigentliche entscheidende ins Spiel gebracht wird.

Bartoszewski: Sie haben recht. Die Leute in Polen sehen erwartungsgemäß in Richtung Vatikan. Er hat das letzte Wort. Aber der Vatikan hat auch stets gesagt – und der Papst hat es bei seiner zweiten Polenreise bestätigt: die kollektive Kirchenführung ist gegenwärtig in Polen die richtige Führung; auf diese Weise soll dem Primas geholfen werden. Und die Leute haben dies verstanden. Die Briefe und Erklärungen der Bischofskonferenz haben ein hohes Ansehen. Der Primas trägt gewiß große Lasten, größere, als er nach außen hin zugibt. Aber er hat die polnische Kirche in diesen letzten fünf Jahren zusammengehalten, und diese ist dabei nicht schwächer geworden. Mehr kann man von einem Bischof nicht erwarten. Im übrigen meine ich, Ausländer sollen sich da überhaupt nicht einmischen. Deutsche nicht, Italiener nicht, Franzosen nicht ...

„Schon über Krankheiten reden zu können ist gesundheitsfördernd“

HK: Herr Professor Bartoszewski, wenn wir Sie richtig verstehen, sehen Sie Ihre Lebensaufgabe darin, Erfahrungen, schmerzliche Erfahrungen an die junge Generation weiterzugeben. Wie aber Erfahrungen an Menschen weitergeben, die keine vergleichbaren gemacht haben?

Bartoszewski: Die Frage ist berechtigt. Jeder Familienvater, jeder Lehrer weiß, daß die Weitergabe von Erfahrungen schwierig ist. Das ist bei geistigen, gesellschaftlichen, politischen Erfahrungen der Völker nicht anders. Es sind meist wenige, die Mehrheit ist vielfach nicht in der Lage, einem solche Erfahrungen „abzunehmen“. Trotzdem bleibt nichts anderes übrig, als diese immer wieder weiterzutragen und einsichtig zu machen. Man kann natürlich fragen, ob es so etwas wie Erfahrungen der Völker, die in die eigene Tradition eingehen, überhaupt gibt. Aber sehen Sie, bisher haben die größten Erfahrungen die Völker gesammelt, die unterdrückt worden sind. Die Juden z. B. Kein kluger jüdischer Politiker wird sagen, die Erfahrung spiele keine Rolle: wir sind moderne Leute, was gehen uns frühere Zeiten an. Ich glaube, daß viele Völker, z. B. die Juden in ihrer langen Geschichte, wie auch mein Volk, die Polen, in den letzten zwei Jahrhunderten, besondere Erfahrungen gemacht haben. Das ist keine lange Zeit. Aber wenn Erfahrungen schmerzlich sind, sind sie auch immer lehrreich. Und denke ich an

mein Volk, so hat dieses mit seinen schmerzlichen Erfahrungen auch immer Verständnis gefunden – bei Minderheiten. In diesem Sinne fühle ich mich einfach verpflichtet, meine Erfahrungen als Teil der Erfahrungen meines Volkes weiterzugeben.

HK: Sie sind von den Nazis eingesperrt worden, waren vorübergehend in Auschwitz, waren gut sieben Jahre in Gefängnissen der kommunistischen Machthaber, wurden nach dem 13. Dezember 1981 vorübergehend interniert. Sie waren, wie Sie selbst sagen, „berufsmäßiger Widerständler“ gegen alles Totalitäre. Es ist Ihr Anliegen, was Sie erlebt, und die Schlüsse, die Sie daraus gezogen haben, gerade auch an die junge Generation im Westen weiterzugeben. Welchen Rat geben Sie?

Bartoszewski: Für einen Polen, aber auch für einen Tschechen, Ungarn oder Litauer ist die westliche Demokratie eine Traumlösung oder jedenfalls die bestmögliche Gesellschaftsausstattung in der gegenwärtigen Welt. Welche Lücken diese Ausstattung hat, wo es Probleme gibt, wissen Sie selbst besser als ich. Als Zuschauer, Beobachter, auch als akademischer Lehrer im Umgang mit jungen Leuten, besonders in der Bundesrepublik, habe ich den Eindruck, daß die Westeuropäer – bei den Jungen verständlich, weil es ihnen gut geht – schon wieder ein wenig vergessen haben, was totalitäre Systeme bedeuten. Man hat lange auf Spanien und Portugal gesehen. Aber diese Länder haben nicht so lange unter autoritären Bedingungen gelebt wie Osteuropa unter totalitären. Viele leben noch, die den Faschismus oder das NS-System erlebt haben und wissen, was sie erlebt haben. Die meisten Mittel- und Westeuropäer haben dank der Amerikaner und Briten durch die Entwicklung der Machtverhältnisse in der Welt den unverdienten Preis der Demokratie erhalten. Sie sind jedoch erstens meist überhaupt nicht dankbar dafür, und zweitens sehen sie nicht ein, wie glücklich sie sind.

HK: Durch was ist die Demokratie im Westen bedroht?

Bartoszewski: Ich sehe sie nicht bedroht durch mögliche Diktatoren oder Diktaturen. Es gibt unseriöse Gestalten überall, sogar in den so sehr demokratischen skandinavischen Ländern. Aber die sind nicht das Problem. Bedroht ist die Demokratie im Westen durch gewisse nihilistische oder doch weitgehend extreme Tendenzen, häufiger von der linken, gelegentlich auch von der rechten Seite. Jedenfalls glaube ich, daß gegenwärtig, wenn sich auch auf dem rechten Spektrum Extreme tummeln, destabilisierende Wirkungen stärker von radikalisierten Linken ausgehen ...

HK: Können Sie das konkretisieren?

Bartoszewski: Ich glaube, gewisse Nachwirkungen von 1968 sind noch nicht überwunden. Es gibt so manche ehemalige Marxisten-Lenisten, die inzwischen gelernt haben, in der Demokratie trotz ihrer Mängel einen Schatz zu sehen, den es zu bewahren gilt. Aber es gibt auch andere: solche, die mit Gewaltanwendung und Ter-

rorismus liebäugeln. Was wollen sie mit ihrer Auflösung des Staates? Ich sehe gerade da nihilistische Tendenzen. Sie sind vermutlich weiter verbreitet, als für gewöhnlich angenommen wird. Mir ist wichtig: 1. Die Leute müssen verstehen, daß keine Demokratie bestehen kann, wenn gegen die demokratische Ordnung Gewalt angewendet wird. Und: Demokratie ist Herrschaft durch gewählte Mehrheiten. Dieses Prinzip muß akzeptiert werden. 2. Eine Demokratie muß kontrollierbar bleiben. Die Welle von Korruption, wie wir sie gegenwärtig in Österreich, in der Bundesrepublik, in Italien oder auch in anderen Ländern erleben, finde ich schlimm. Aber Affären werden in Demokratien bekannt. Viel schlimmer wäre es, sie würden nicht bekannt. Das unterscheidet die Demokratie von autoritären Systemen: Dort darf über Krankheiten des Systems nicht geredet werden. Aber schon über Krankheiten reden zu können ist gesundheitsfördernd.

HK: Bringt da Tschernobyl nicht eine wenigstens kleine Wende auch im Osten. Wenigstens ein bißchen informieren mußten in dem Fall – auch die eigene Bevölkerung – selbst die Sowjets, und Ihre eigene polnische Regierung hat eigentlich recht rasch reagiert ...

Bartoszewski: Ja, ein bißchen. Aber bald wird alles erledigt sein. Ein paar Schuldige haben das Parteibuch verloren, einige Leute gute Posten; das ist alles ...

„Vorsichtig, aber ganz konsequent kitzeln“

HK: Und was raten Sie Ihren eigenen Landsleuten und überhaupt den Menschen in Osteuropa im Umgang mit „ihrem“ politischen System?

Bartoszewski: Vielleicht darf ich ein Bild gebrauchen, ein biblisches. Denn biblische Bilder enthalten wie Bilder überhaupt wichtige Erfahrungen nicht nur für Christen, sondern für Menschen überhaupt. Sie wissen, der Prophet Jonas wurde in kritischer Lage von einem Walfisch verschluckt. Gott sei Dank war der Walfisch relativ gutmütig im Vergleich zu anderen aggressiven Wesen in der Weltgeschichte. Er hat den Propheten ausgespuckt, freigelassen, jedenfalls hat der Prophet überlebt. Es gibt von Zeit zu Zeit solche Walfische in der Geschichte, die etwas verschlucken. Sie schlucken sogar enorm viel. Die Frage ist, wie sich Völker und Staaten in solcher Lage verhalten sollen. Man kann hoffen, daß der Walfisch auch sie ausspucken muß. Aber was läßt sich in der Übergangszeit tun? Man kann den Walfisch in seinem Bauch mit Fingerspitzengefühl, also vorsichtig, aber ganz konsequent kitzeln und sich nicht verdauen lassen. Dann bekommt man die Chance. Ich glaube, das haben wir Polen begriffen.

HK: Sie haben über Ihr Land einmal gesagt: unsere Stärke ist unser Gedächtnis. Kann das große Gedächtnis gerade für eine Nation wie die Polen mit ihrer schweren, leidvollen Geschichte nicht auch zu einer Last werden?

Bartoszewski: Ganz im Gegenteil! Polen verdankt dem eine besondere nationale Weltgesinnung, die im Vergleich zu anderen Völkern viel ausgeprägter ist. Wir haben eine Kontinuität der Tradition und zugleich eine offene Option. Wir fühlen uns Rom verbunden, dem Christentum und als slawisches und mittel-osteuropäisches Volk dem Westen. Selbst die Kommunisten bestreiten diese Tradition nicht, auch wenn sie sie anders deuten. Außerdem haben wir aus der Geschichte gelernt. Wir haben Geduld, sind toleranter und pragmatischer geworden, toleranter auch gegenüber Kommunisten. Die Kirche praktiziert diese Geduld; der Papst gibt uns Hoffnung. Ich denke, daß dies auf die Dauer auch für andere Länder im Ostblock, für die Tschechen, die Rumänen, die Ungarn etwas bedeutet.

HK: Herr Professor, noch eine vielleicht zu sehr in die ferne Zukunft ausgreifende Frage: Die Blockbildung Ost–West hat Europa in feindliche Lager gespalten. Sie hat aber auch lange schwelende Konflikte zwischen verschiedenen Völkern in Ost und West unterdrückt bzw. neutralisiert. Was müssen wir an Versöhnung unter den europäischen Völkern „leisten“, damit, wenn die Blockbildung sich lockert, wir nicht wieder in die alten Konflikte zurückfallen?

Bartoszewski: Ihre Sorge ist nicht unbegründet. Es gibt solche Konflikte latent auch jetzt: z. B. zwischen Rumänien und Ungarn. Oder schon sehr viel offener: in Jugoslawien. Deswegen rede und schreibe ich so viel über den Abbau von Vorurteilen zwischen Völkern. Unter den Bedingungen der Freiheit werden sich lang andauernde Konflikte – polnisch-ukrainische, polnisch-litauische – nur durch eine föderative Lösung überwinden lassen. Man kann darüber streiten, wie rasch das geht und ob eine wirtschaftliche und politische Union erstrebenswert ist. Aber es bleibt nur die föderative Lösung. Russische Rechte sollen dadurch nicht bedroht werden, aber die Russen müssen sich damit abfinden, daß es auch andere Völker mit ihren eigenen Traditionen gibt: Polen, Ukrainer, Litauer. Damit muß sich auch das Denken über die Zukunft der Kirchen, der Religionen, des Glaubens verbinden. Denn auch die religiösen Traditionen sind verschieden und waren oft Mitverursacher von Konflikten. Was wir für Versöhnung tun können? Was östliche Intellektuelle unter den Bedingungen der Freiheit im Westen jetzt schon tun: miteinander reden, Vorurteile abbauen muß auf breiterer Basis möglich werden. Das Verlangen nach offenen Kontakten zwischen Menschen in Ost und West und zwischen Ost und West darf kein Traum bleiben.

Fromm, nachdenklich, orientierungsschwierig

Der 89. Deutsche Katholikentag in Aachen

Katholikentage sind Großereignisse im Leben der Kirche. Sie entwickeln und verkörpern eine geballte Vielfalt nach eigenen Gesetzen. Auf dem 89. Deutschen Katholikentag wurde das besonders deutlich: Eine Fülle von Veranstaltungen und atmosphärischen Haupt- und Unterströmungen, die allesamt schwer auf einen plausiblen Nenner zu bringen

sind. Wie schon nach München (1984) haben wir die Berichterstattung zweigeteilt. Klaus Nientiedt gibt einen Gesamtbericht des Geschehens und analysiert dessen ideelle und faktische Struktur. Ulrich Rub würdigt, konzentriert auf die fünf Themensektoren, die das thematische Grundgerüst des Katholikentages ausmachten, dessen sachlichen Ertrag.

Kontinuität mit Varianten – Das Ereignis als Programm

Ob alle Teilnehmer des 89. Deutschen Katholikentages ebenso empfanden wie Aachens Bischof *Klaus Hemmerle*, als dieser nach dem Schlußgottesdienst auf die von ihm selbst gestellte Frage, wohin er unterwegs sei, antwortete „Ganz klar: nach Berlin zum 90. Deutschen Katholikentag 1990“ ist unwahrscheinlich. In Aachen konnte man eher das Gefühl haben, man sei zunächst einmal froh, daß für 1988 nicht schon wieder ein solches Katholikentreffen geplant ist und somit eine wohlverdiente Pause eingelegt werden kann. Der Blick ging demgegenüber eher zurück auf die vergangenen acht Jahre, in denen die

katholische Kirche in der Bundesrepublik fünfmal in dieser Weise an einem Ort zusammengekommen ist:

Vielfältige Perspektiven – ohne beherrschendes Thema

In *Freiburg 1978* sah man sich gerade auch wegen des Zusporns der Jugendlichen einem ganz neuen Typ von Katholikentag gegenüber. *Berlin 1980* zeigte, daß Freiburg keineswegs eine einmalige Erscheinung gewesen war; au-